

DIE FACKEL

Nr. 249

WIEN, 31. MÄRZ 1908

IX. JAHR

SAUBENGELS.

Mit Recht wird man von mir ein objektives Urteil über den durch das Wort »Saubengels« im deutschen Reichstag hervorgerufenen Journalistenstreik nicht erwarten. Ich bin in dieser Sache durchaus befangen und bis zur fixen Idee hat sich in mir die Überzeugung entwickelt, daß die Kultur, die von der Presse verbreitet wird, eine Saubengel—Kultur ist. Ich weiß nicht, ob der Zentrumsabgeordnete, der den Ausdruck gebraucht hat, diese Anschauung ausdrücken wollte, oder ob er bloß einzelnen Personen, die für die Gemeingefährlichkeit der Sache nicht verantwortlich sind, Unrecht getan hat. Wenn aber selbst dies der Fall war, so bin ich der Ansicht, daß die Abwehr der Berliner Journalistentribüne und die internationale Unterstützung, die sie gefunden hat, so ziemlich das Ausmaß der Frechheit bezeichnet, dessen sich die bewohnte Erde zu den Leuten versehen mußte, die sogar den journalistischen Beruf verfehlt haben. Denn dieser bedeutet die Pflicht, einem zahlenden Publikum mit Meinungen und Tatsachen aufzuwarten. Und nicht die Gefälligkeit gegenüber den der Kritik ausgesetzten Personen und den der Meldung würdigen Ereignissen. Hinter dem Journalistenstreik steht der erpresserische Dünkel aller mit Druckerschwärze hantierenden Individuen, daß die Publizität ein Verhältnis zwischen dem Schreibenden und dem Beschriebenen und nicht bloß ein Verhältnis zwischen dem Schreibenden und dem Lesenden sei. Diese Wahnvorstellung könnte in jedem einzelnen Falle vernichtet werden, wenn nicht in jedem einzelnen Falle das noch viel Ungeheuerlichere erlebt würde, daß sie gerade von jenen genährt wird, die ihr mit dem Schuhabsatz ins Gesicht treten sollten, von den der Kritik ausgesetzten Personen. Sie gehen durchaus auf die Ansicht ein, daß es nicht auf die Taten, sondern auf die Meldungen ankomme. Wenn die Journalisten zu schreiben aufhören, so hören jene auf, zu handeln. Der deutsche Reichstag schweigt, und der Reichskanzler schweigt, weil die Parlamentsberichterstatter die Federn niedergelegt haben. Ein Schimpfwort ist gefallen, und die Folge ist, daß sich die beschimpfte und die beschimpfende Partei zu einem Bündnis gegen das Publikum vereinigen. Und es finden sich Geister, denen die Einstellung des Parlamentarismus hier durch die Zerstörung des Prinzips der »Öffentlichkeit«, auf dem er basiere, begründet scheint. Das heißt also, daß keine Gerichtsverhandlungen mehr stattfinden können, weil die Gerichtssaalreporter am Erscheinen verhindert sind, und daß keine Eisenbahnzüge mehr abgehen, weil der Eisenbahnbetrieb doch »öffentlich« ist und die Redaktionen — setzen wir den absurden Fall — beschlossen haben, die Fahrplaninserate abzulehnen. Aus dem Recht der Öffentlichkeit zur Teilnahme an staatlichen Handlungen wurde eine *conditio sine qua non* für die staatlichen Handlungen. Die »Öffentlichkeit« besteht in der Anwesenheit von Reportern. Selbst Ausschluß der Öffentlichkeit bei Gerichtsverhandlungen bedeutet bei uns noch Zulassung der

Reporter, aber wenn die Reporter sich freiwillig zurückziehen, kann auch eine öffentliche Gerichtsverhandlung nicht mehr stattfinden. Unter allen Umständen wird die Öffentlichkeit, auf die es ankommt, dumm gemacht. Aber die Öffentlichkeit will ja gar nichts anderes. In Berlin erscheinen die Blätter ohne Parlamentsnachrichten, und das Publikum sagt nicht: Wir haben abonniert und eure Verpflichtung, die bestellte Ware zu liefern, wird davon nicht tangiert, ob einer eurer Heimarbeiter euch in eurer Ehre verletzt hat. Was geht uns überhaupt eure Ehre an? Die Informiertheit ist eure Ehre, und ihr könnt beleidigt sein, wenn ihr die Ermordung eines Präsidenten der französischen Republik verschlafen habt, oder wenn ihr eine Rede des Herrn Gröber nicht so richtig wiedergegeben habt, wie es sich gebührt, aber nicht, wenn er euch Saubengels genannt hat. Jetzt erst seid ihr beleidigt, weil ihr ohne Nachrichten erscheint! ... Nein, so spricht das Publikum nicht. Die Abonnenten lassen sich gefallen, daß es keine Meldungen gibt. Aber sie sind auch Staatsbürger und lassen sich gefallen, daß es keinen Fortschritt gibt, der gemeldet werden könnte. Sie lassen sich gefallen, daß die von ihnen bezahlten Abgeordneten und Beamten schweigen, weil die von ihnen bezahlten Journalisten schweigen. Man stelle sich vor, daß ein Lakai die Kleider der Herrschaft zu putzen sich weigert, weil der Schneider, der sie lieferte, ihn gekränkt hat, und daß der Schneider darauf erklärt, er liefere der Herrschaft keine Kleider mehr, solange der Lakai sie nicht putze. Und man stelle sich vor, daß die Herrschaft sich das gefallen läßt und nackt ausgeht. Oder der Diener weigert sich das Essen zu servieren, weil die Köchin grob war, und die Köchin hört zu kochen auf, weil die Speisen ja doch nicht auf den Tisch kommen. Und die Herrschaft schmeißt nicht beide Teile hinaus, sondern verhungert ... Schauspieler müssen spielen, auch wenn den Kritikern die Freikarten entzogen wurden. Aber Fürst Bülow schwieg, weil die Presse nicht vertreten war. Bismarck hätte gesprochen, und zwar über den Größenwahn der Leute, die ihren Beruf verfehlt haben. Und wenn Moltke schwieg, so war das nicht die Folge eines Journalistenstreiks. Aber Bülow verzichtete auf das Wort, weil keine Reporter da waren. Am andern Tag sprach er, weil der Kronprinz, da war. Der Kronprinz hätte es sonst dem Kaiser verweigern können, in den Reichstag studienhalber zu gehen, weil der Kanzler schweigt. Und der Kaiser hätte die Regierung niederlegen können, solange der Kronprinz nicht studieren will, weil der Kanzler schweigt, solange die Reporter streiken. Wiewohl die Aussicht, daß in Deutschland künftig nur mehr Seine Reden veröffentlicht werden, viel Verlockendes hat ... Daß in Wien keine Raubmörder mehr erwischt werden, wenn die Presse beschließt, die Nachrichten über die verdienstvolle Tätigkeit des Chefs des Sicherheitsbüros zu unterdrücken, darauf sind wir gefaßt und bereiten uns auf diesen Ausnahmezustand seit langem vor. Aber auf die Einführung des Absolutismus wegen Streiks der Parlamentsreporter war die deutsche Öffentlichkeit nicht vorbereitet. Sie hat wieder einmal zugelernt und weiß jetzt, daß die Weltgeschichte aufhören muß, wenn sich die Staatsmänner mit den Stenographen verderben. » So gut, wie heute einer ungeniert die deutsche Presse beschimpfen kann, ebenso gut könnte schon morgen jemand ein fremdes Heer oder eine fremde Flotte oder gar einen fremden Herrscher beschimpfen«. so hätte, meint ein deutsches Blatt, der Reichskanzler sprechen müssen. Aber dann könnte wenigstens ein Krieg ausbrechen, der doch ausgeschlossen wäre, wenn man zum Beispiel die Kriegsberichterstatter beleidigt hätte ... Die Weltgeschichte beruht eben auf einem Austausch von Gefälligkeiten zwischen den sechs Großmächten und der siebenten. Abgeordnete sind dazu da, »Informationen« zu liefern, die man ans Publikum weitergibt.

»In übertriebener Auffassung der Mitteilungspflicht glaubt man Nachrichten durch Hochachtung honorieren zu müssen. Was Wunder, wenn schließlich derart umworbene Informationsquellen sich als die Spender alles Heils betrachten und auf jene hinabblicken, die, um zu schöpfen sich bücken.« So schreiben jetzt die Journalisten über die Abgeordneten. Aber die Leser fühlen nicht, wie gut sich diese Erkenntnis auf ihr eigenes Verhältnis zu den Journalisten anwenden läßt. In Deutschland und in Österreich. Auch hier, heißt es, seien die Beziehungen zwischen Parlament und Presse noch nicht geregelt, »wenngleich in letzter Zeit das Gleichgewicht einigermaßen hergestellt ist«. Wenn sich nämlich hierzulande ein Journalist bücken will, um in einem Abgeordneten verehrungsvoll zu verschwinden, so findet er ihn nicht; denn dieser hat sich Gottseidank schon zu dem Journalisten gebückt und ward nicht mehr gesehn. Ein Berichterstatterstreik — so wohltuend die Lahmlegung der journalistischen wie der parlamentarischen Tätigkeit bei uns wäre — ist hier unmöglich. Er würde auch das Bild der Situation kaum verändern. Denn wenn sich schon ein Abgeordneter dazu aufraffte, »Saubengels« hinaufzurufen, ich glaube nicht, daß deshalb Herr Mendl Singer aufhören würde, nicht schreiben zu können.

* * *

AUS DEM SAUTROG DER ZEIT.

»Die Öffentlichkeit hat aber nun gerade genug von diesen unsauberen Geschichten ... Jeder Tag bringt andere Nachrichten, und mit diesen Nachrichten wird das internationale Publikum in Spannung erhalten. Das Publikum möchte aber endlich in Ruhe gelassen werden; es hat genug von diesen Sachen ... Es muß ein Ende gemacht werden mit diesen fürstlichen Skandalgeschichten.« Wo können diese Sätze stehen? Selbstverständlich nur im 'Neuen Wiener Journal'. Auf der ersten Seite. Und wo können spaltenlange Meldungen stehen, unter den Spitzmarken: »Florentinische Gerüchte«, »Toselli über das Warschauer Konzert«, »Der toskanische Hof und Frau Toselli«, mit Worten wie »böser Unfriede«, »arg enttäuscht«, »unheilbarer Riß«, »erstorbene Liebe« »wäre Toselli klüger gewesen«, »wie die Fama erzählt«, »neuer Gegenstand ihrer Anbetung«? Selbstverständlich im 'Neuen Wiener Journal'. Auf der dritten Seite. Auf der ersten unterscheidet man wieder, was in der ersten Spalte steht: »Die Herrschaften lassen auf offenem Markt waschen«, und in der dritten Spalte: »Das alles sind nicht Privatsachen«. Auf der dritten Seite wird wieder die Befürchtung ausgedrückt, die schönen Nachrichten könnten von den Beteiligten bestritten werden. Aber darum seien sie doch »nicht weniger wahr«. »Die nächste Zukunft wird uns recht geben« ... Jetzt ist die Frage offen, wie sich die Beteiligten gegenüber dem 'Neuen Wiener Journal' eigentlich verhalten sollen. Zwei liegen im Bett, da öffnet der Reporter die Tür und ruft. Die Öffentlichkeit hat nun gerade genug von diesen unsauberen Geschichten! Geht hin und erzählt, was er gesehen hat. Man sagt ihm: Kusch, das sind Privatsachen. Nein, sagt er, das sind keine Privatsachen. Man sagt ihm, daß es nicht wahr ist. Darauf war er gefaßt. Die Dementierung einer Sexualaffäre betrachtet der Reporter als einen Eingriff in sein Privatleben. Aber die Wahrheit wird nicht verdunkelt werden. Und sie sind doch im Bett gelegen! Dafür steht jeder Galilei vor der Inquisition. Die Zukunft wird ihm recht geben! ... Die Beteiligten wissen also nicht, wie sie sich verhalten sollen. Und doch gibt es einen Ausweg aus dem Dilemma, seine Privatsachen öffentlich

erörtert zu sehen oder der Sensationslust beschuldigt zu werden, wenn man sie dementiert: Gehst du zum Weibe, vergiß die Peitsche für den Reporter nicht!

*

Der Festzug ist also bewilligt, die Revolution abgesagt, und alles wäre in schönster Ordnung, wenn nicht — — Noch wissen sie es nicht, noch ahnen sie es nicht; aber ich will's erzählen. Als ich meine Satire »Der Festzug« geschrieben hatte, war nicht nur von der kaiserlichen Bewilligung noch nicht die Rede, sondern es hatten sich auch die Vorboten jenes über den schwarzgelben Horizont heraufziehenden Gewitters noch nicht eingestellt, das ich malte und das unfehlbar niedergegangen wäre, wenn nicht doch im letzten Moment usw. Ich erschrak förmlich über die Richtigkeit meiner Wetterprognose, als ich ein paar Tage, nachdem ich bloß auf Grund meines rheumatischen Leidens jene Darstellung abgefaßt hatte, Notizen las, in denen die folgenden Worte standen:

»Die Wiener Bevölkerung könne nicht ruhig zusehen, daß der Kaiser Prag und dessen Jubiläumsausstellung besuche, während Wien ... Der unbedingte Wunsch der gesamten Wiener Bevölkerung, ihren Kaiser öffentlich aus diesem denkwürdigen Anlasse zu ehren ... Der Genossenschaftsvorsteher gab dem Minister in drastischer Weise ein Stimmungsbild über die gegenwärtig in den Kreisen der Mitglieder der Wiener Gewerbe-genossenschaften herrschende Erregung ... auf das bestimmteste erwarten, daß den loyalen Gefühlen der Bevölkerung in diesem Jahre Rechnung getragen werde ... werden sich die Genossenschaften durch nichts abhalten lassen ... sich dafür einsetzen, daß die Festlichkeiten unter allen Umständen in Wien stattfinden ... Nach bewegter Debatte ... Schädigung der Wiener Hotelindustrie, worunter auch die Hotelbediensteten leiden müßten ... könne es weder vor dem Ausland noch vor der Nachwelt rechtfertigen ... «

Also wegen der Nachwelt und der Hotelbediensteten gab der Kaiser schließlich nach. Es hatte nichts genützt, daß der Minister den Deputationen versichert hatte, es sei der ausdrückliche Wunsch des Kaisers usw. Denn es war eben der unbedingte Wunsch der Bevölkerung usw. Und es kommt ausschließlich auf die Rechnung an, die den loyalen Gefühlen der Bevölkerung getragen wird. Diese Rechnung wird man freilich, auch wenn sie gemacht wird, ohne den Wirt gemacht haben. Denn — — Es ist schrecklich, was ich jetzt sagen werde, aber da ich nun einmal seit den Türkenkriegen und dem Fürsten Starhemberg der erste Mann bin, der Wien entsetzt, so will ich's sagen. Noch wissen sie es nicht, noch ahnen sie es nicht, aber keine Macht der Erde kann mich abhalten, schon jetzt den folgenden Wermutstropfen in den Freudenbecher zu tun: Der Kaiser ist indigniert über die Pression jenes Galaspießbertums, das zu drohen begann, wenn man es nicht hochrufen lassen wolle. Der Kaiser ist *nicht* gewillt, diesen Festzug als Huldigung aufzufassen, und wird der Stimmung, in die ihn die Zwangsloyalität versetzt hat, jenen Ausdruck geben, der in der 'Wiener Zeitung' *nicht* zu finden sein wird. Wie verlautet, steht dem Komitee eine besondere festliche Enttäuschung bevor.

*

Aus keiner Faschingszeitung ist das folgende entnommen:

» ... Wir reproduzieren nun im nachstehenden eine Zuschrift des Schauspielers, die umso interessanter ist, als er darin mitteilt, daß er erst durch unsere Mitteilung davon erfuhr, daß seine Gattin tat-

sächlich eine Scheidungsklage gegen ihn angestrengt habe. Die Zuschrift lautet: Sehr verehrte Redaktion! ... Meine Frau erblickte in den häufigen Proben für die Operette »Ein Tag am Mars«, die sie in so großer Zahl für überflüssig hielt, eine Lieblosigkeit meinerseits und glaubte in meinem wiederholten Fernbleiben vom Hause eine Erkaltung meiner Gefühle für sie zu erblicken. Sie äußerte sich in unzähligen grundlosen Eifersuchtsszenen ... Als ich bei der letzten derartigen Szene durch aus der Luft gegriffene Beschuldigungen maßlos gereizt wurde und ausrief: »Das kann ich nicht mehr ertragen!«, da usw. ... Ich war also auf das höchste erstaunt, aus Ihrer Zeitung zu erfahren, daß meine Frau gegen mich eine einseitige Scheidungsklage, zu der sie nicht den geringsten Grund hat, einreichen will ... Wie die Angelegenheit nun verlaufen wird, weiß ich selbst noch nicht, da ich den ganzen Zusammenhang nicht recht verstehen und begreifen kann ...«

Natürlich weiß es das Blatt. — Auch die politischen Communiqués, die eine Theaterdirektion ausgibt, sind aus keiner Faschingszeitung entnommen:

»Der Minister ist bei der heutigen Probe nicht erschienen. Wenige Minuten vor drei Uhr verständigte er die Direktion telephonisch, daß er nicht in der Lage sei, der Probe beizuwohnen. Eine erst heute für den Nachmittag einberufene Ministerratssitzung, der man eine längere Dauer voraussagen könne, hindere ihn zu kommen. Auf die Einladung des Direktors, an der morgen stattfindenden Probe teilzunehmen, erwiderte der Minister, auch das sei ihm unmöglich, da er morgen einer Sitzung der christlich—sozialen Vereinigung beiwohnen müsse. Er sagte aber sein Erscheinen zu der samstägigen Probe zu.«

*

Es tagt — aber bloß eine Enquete zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Ein Satz aus dem Sitzungsbericht: »Universitätsprofessor Dr. Finger besprach die Fragen der Reglementierung vom medizinischen Standpunkte. Er müsse die Abolitionisten darauf verweisen, daß es nur auf dem langen Wege der Evolution möglich sei, der Prostitution den Boden zu untergraben.« So hat er's vielleicht nicht gesagt. Indes, ein verkürzter Bericht charakterisiert oft besser als ein genauer. Was den Herren alles ein Fremdwort ist! Aber die Prostitution fürchtet weder die Evolution noch die Abolition, noch die Reglementierung, noch die medizinische Wissenschaft, noch den Professor Finger. Sie ist gesund trotz den Geschlechtskrankheiten, sie ist eine Naturerscheinung, und das einzige, was in ihrem Reich als eine soziale Einrichtung besteht, ist die Syphilis.

*

Schlimmer, als daß eine wohlsituierte Frau, die in einem Greißlerladen ein Stück Salami zu sich gesteckt hat, wegen Diebstahls angeklagt wird, ist die Heuchelei, die ihr Verständnis für pathologische Ursachen krimineller Handlungen also ausdrückt: »Auf dem Kommissariat sagte die Frau, sie habe nicht gewußt, was sie tue; sie sei zur Zeit vorübergehend leidend, und solche Epochen wirken oft auf eine Frau sehr stark« ... Nun, epochemachend sind diese Dinge nicht, aber immerhin bedeutungsvoll genug, um endlich die Erkenntnis vom Unterschied der Geschlechter, von dem Wahwitz ihrer Gleichstellung vor Gericht und von der verbrecherischen Gefährlichkeit aller Frauenrechtleri zu fördern. Wenn die Frauen dazu angehalten werden, in allen Berufen ihren Mann zu stellen, so werden die Männer naturnotwendig dazu

gebracht, ihr Weib zu stellen. Eine absolute Konkurrenzfähigkeit ist aber schon deshalb nicht zu erzielen, weil sie mit einer von keinem Parlament der Welt abzuschaffenden Regelmäßigkeit wenigstens für einige Tage im Monat sistiert ist. Fluch einer Weltordnung, die die Frauen auch dann noch in den Daseinskampf hinaushetzt! Das Blut komme über sie, das in diesem Kampfe vergossen wird! Denn es ist grausamer Betrug, das Opfer, das die Natur verlangt, in der Notwehr gegen eine in Waffen starrende Welt entrichten zu lassen.

*

Was im Sautrog der Zeit nicht alles Platz hat! Wie Kraut und Rüben liegen das liberale Futter und die Abfälle einer feudalen Lebensanschauung durcheinander. Die Redakteure fressen alles. Sie lassen etwa »eine Dame der Wiener Gesellschaft über den Fall Wahrmond« zu Wort kommen:

»Mit dem regsten Interesse und der aufrichtigsten Teilnahme verfolge ich die Berichte über den Fall Wahrmond und finde in der Hetze, welche man gegen diesen tapferen Mann der Wissenschaft angezettelt hat, einen traurigen Beweis, wie sehr die Elemente der Finsternis eifrig am Werke sind, das Licht der freien Wissenschaft zu verlöschen. Ich frage nun, ob es nicht möglich wäre, einen Zusammenschluß aller freidenkenden Frauen, besonders aller Mütter, denen das geistige Wohl ihrer Kinder, das durch Fortschreiten dieser traurigen Verhältnisse arg bedroht erscheint, am Herzen liegt, anzustreben, zu einem Protest gegen die maßlosen Übergriffe der Klerikalen und einer Sympathiekundgebung an Professor Wahrmond. Sollen die Töchter jener Mütter, welche bei Aufhebung des Konkordats jubelten, über die geistige Freiheit, welche der Jugend eröffnet war, ruhig zusehen, wenn ihre eigenen Kinder wieder der Finsternis entgegengehen?«

Wie? Die Mütter haben bei Aufhebung des Konkordats gejubelt? Ich höre schlecht. Aber wenn's wahr ist, so haben hoffentlich die Töchter andere Interessen und jubeln lieber bei der Einführung des Konkubinats. Was geht denn die Frauen überhaupt die »Finsternis« an? Auch wir wollen eine Sinnlichkeit nicht, die das Licht scheut, aber was hat das mit den Übergriffen in der Politik zu tun? Ein Zusammenschluß aller freidenkenden Frauen wäre ein grauenvoller Jour! Viel sympathischer ein Zusammenschluß aller freidenkenden Mädchen gegen die Mißhandlung ihres Geschlechtslebens und aller denkenden Freimädchen gegen ihre Ausbeutung

Wer ist denn diese Dame der Wiener Gesellschaft, die die Berichte über den Fall Wahrmond dermaßen aufgeregt haben, daß sie sich dem Liberalismus in die Arme wirft? Ich rate auf die Witwe des seligen Bachsteiner ... Und schon wird dem Redakteur der 'Neuen Freien Presse' durch ein und dieselbe Spalte ein anderes Futter in den Trog gesteckt. Kaum hat jene Dame sich darüber aufgehalten, daß das Licht der freien Wissenschaft auf ihrem Nachtkastel verlöscht worden sei, so sind wir schon mitten drin im finstersten Mittelalter. Denn das Festzugskomitee verkündet, daß der Graf Khevenhüller sich bereit erklärt hat, zur Gruppe 8 »ein Fähnlein Reisiger« beizustellen, »das er aus eigenen Mitteln mit Benützung der im Besitze des Geschlechtes befindlichen Waffen und Embleme ausrüstet«. Man hofft, »daß auch andere Adelsgeschlechter diesem Beispiel folgen werden.« Der Redakteur frißt alles. Und auch dem Leser graust vor nichts. Ein liberales Blatt, das immer nur sechzehn Fähnlein aufgebracht hatte, um sie als Bürstenabzüge in die Bankbüros zu senden, freut sich über das hochherzige Entgegenkommen eines Grafen, die

Welt spielt Mittelalter, sie gestattet den Weibern, sich als Politiker zu kostümieren, aber sie verwehrt es ihnen, aus eigenen Mitteln mit Benützung der im Besitze des Geschlechtes befindlichen Waffen und Embleme mitzutun.

*

Herr Harden ist bekanntlich ein Fachmann für Hysterie. Er veröffentlicht die verehrungsvollen Briefe, die Herr Dr. Frey an die Gräfin Moltke schrieb, und ruft aus: »Nicht ein Wort bisher von Hysterie; nicht die leiseste Andeutung. Tiefste Verehrung«. Herr Harden glaubt also, daß Verehrung die gerade entgegengesetzte Diagnose zur Feststellung der Hysterie sei. Eine Hysterikerin kann man nicht verehren, und wenn man ihr beruhigende Briefe schreiben will, so hat man ihr zu schreiben, sie möge sich aus ihrer Ehescheidungsaffäre nichts machen, sie sei und bleibe ja doch hysterisch, das müsse ihr der Neid lassen. Sagt man einer solchen Patientin zur Beruhigung, daß man sie verehere, so beweist es, daß man sie verehrt, und verehrt man sie, so kann sie nicht hysterisch sein. So weit Herr Harden, der erweislich Wahre. Aber auch Herr Dr. Frey ist ein Fachmann für Hysterie. Er hat im Berliner Prozeß sowohl die Verehrung wie die Hysterie, also den Widerspruch selbst zugegeben und gesagt: »Hohe Intelligenz, tiefe geistige Bildung, *hohes ethisches Empfinden, tiefe Religiosität* und Vorurteilslosigkeit sind die Erscheinungen, die ich an ihr beobachtete. Andererseits habe ich die ganz ausgesprochenen Merkmale der Hysterie beobachtet«. Herr Harden glaubt, daß eine Patientin, die eine Pseudo—Appendizitis hat, nicht hysterisch, sondern eine Hochstaplerin sei, weil es erweislich wahr ist, daß sie keine Blinddarmentzündung hat. Wie kann man eine Person, von der man so etwas weiß, verehren? Und Herr Dr. Frey bezeichnet eine Patientin, die an hohem ethischen Empfinden leidet, nicht deshalb, sondern trotzdem als eine Hysterikerin. Er schließt sich also der Anschauung des Herrn Harden an. Besonders hat ihm die tiefe Religiosität, die er an ihr »beobachtet« hat, imponiert. Zu seinem Leidwesen erfuhr er später, daß die Besitzerin einer so außerordentlich schönen Weltanschauung krank sei. Wie schade!

*

Herr Harden ist noch immer sehr böse darüber, daß Graf Moltke in der zweiten Verhandlung »zum Eid über Triebe, Regungen, Wünsche, die vielleicht nie über die Schwelle des Bewußtseins krochen, sie niemals überkriechen mochten«, zugelassen worden ist. In der ersten Verhandlung hat bloß Herr Harden über die Vorgänge im Unbewußten des Grafen Moltke ausgesagt.

*

Herr Harden gegen Dernburg: »Ich habe mich eine Weile für den Mann interessiert, weil er mir die Mißachtung, in der er bei seinen Kollegen stand, nicht zu verdienen und seine Hirnleistung, trotz Inkohärenz und Hemmungsmangel, mir merkwürdig schien«. Das ist so schön gesagt wie gedacht. Es ist schön, einem einst Verteidigten die Knüppel zu zeigen, die die Angreifer ihm damals zwischen die Beine warfen. Der Staatssekretär ist von Herrn Harden abgerückt und Herr Harden zögert deshalb keinen Moment, zu enthüllen, daß jener ein unfähiger Kolonialdirektor sei. Aber Herr Harden ist stolz darauf, ihn dazu gemacht zu haben. »Vielleicht fragt er den Vorgesetzten einmal, woher die Anregung kam, den Posten einem Bankmann zu geben.« Das ist nun eine fatale Zwickmühle. Über den Widerspruch zwischen vormaliger Begeisterung (auch in einem für die 'Neue Freie Presse' gelieferten Artikel) und heutiger Objektivität käme man hinweg: Herr Dernburg hat sich eben undankbar gezeigt. Wie hilft man sich aber, wenn jetzt einerseits zu lesen ist: »Der Ban-

kier, der nicht fühlte, wie komisch er als Inhaber der Kommandogewalt wirke ... war nicht mein Mann«, und auf der nächsten Seite: man müsse zugeben, daß man ohne ihn, Herrn Harden, »nicht auf den Gedanken gekommen wäre, die Kolonialverwaltung einem Bankmenschen zu übertragen«. Über solchen Widerspruch kommt ein Schriftsteller nur hinweg, indem er die Gegensätze in den sprachlichen Nebel taucht ... Deutsche, Deutsche, seit fünfzehn Jahren hält Ihr den Mann für einen Schriftsteller, der auf der Glatze seines Geistes Locken dreht. Will er den tiefen Gedanken ausdrücken: Ich hoffte den Skandal zu vermeiden, oder: Ich wollte kein neues Spektakel bieten, so braucht er nur »Spektakulum« und »Skandalon« zu sagen, und Ihr gönnt ihm beide.

*

In einem Berliner Blatt beklagt sich ein Leser darüber, daß im 'Morgen', der Zeitschrift für deutsche Kultur, die folgenden Sätze stehen:

»Nicht derart, daß, wenn jemand ihn fragte, ob er an den menschlichen Fortschritt glaube, er dann mit einem herzlichen Ja antworten würde.« — »Clemenceau entstammt einem alten Republikaner.« — »Er hielt sich an der Macht laut des unbedingten Vertrauens, daß sein Monarch an ihm nährte.« — »So wenig Preis ein Mann wie Bismarck an Orden gesetzt haben mag.« — »Bei näherer Überlegung habe ich ihn (den Ausdruck) insofern bezeichnend gefunden, wie es recht wenige Menschen gibt, von denen es jemand einfallen könnte, sie als Naturmächte zu charakterisieren.« — »Er hat es verstanden ... mit der Motivierung abzuschlagen, daß, wenn er keinen französischen Orden trägt, würde es eine Beleidigung sein ...« — »Der Schalk hinter den Ohren von Jaures legte ihm seine Hände vor die Augen, und so mußte er durch die Finger, damit sehen.«

Die Sätze gehören Herrn Georg Brandes. Wahrscheinlich hat er sie in schlechtem Dänisch geschrieben und die Redaktion des 'Morgen' bemühte sich um eine möglichst pietätvolle Übersetzung. Herr Björnson schreibt ein besseres Norwegisch. Aber die Redaktion des 'Morgen' ist schon einmal im Geleis drin und übersetzt darum:

»Ich will wirklich versuchen, ob ich ein gutes Wort über seine Wahrheitstreue schreiben kann, denn, so wie er behandelt wird, empört mich.«

*

Daß die 'Zeit' an ein christlich—soziales Konsortium verkauft worden sei, ist nicht wahr. »Diese Nachricht stellt sich als ein perfides Konkurrenzmanöver dar, dessen Absicht darauf hinausläuft, unmittelbar vor dem Quartalswechsel in den Kreisen unserer Abonnenten und Inserenten Verwirrung zu stiften.« Wie macht man das? Immerhin scheint es möglich zu sein, und die Panik verläuft erdbebenartig. »Ich war gerade mit der Lektüre Ihres Blattes beschäftigt als ich die Nachricht hörte und infolgedessen nicht schlafen konnte. Meine Kinder hatten nicht das geringste bemerkt, während wieder meine Frau behauptet usw.«

*

Einer unserer kundigsten Thebaner, jener F. S., der zu den passenden Worten immer ein Urteil findet, schreibt über eine Tragödin:

»Es ist eine Schauspielerin, die dem Wilden und Leidenschaftlichen zustrebt, weil sie fühlt, daß dort ihre Kraft und ihre Wirkung blüht. Was unterwegs liegt, interessiert sie einstweilen noch nicht.

So gibt es weite Strecken, die leer sind. Dann wieder Momente, die glühend aufleuchten. ... Sie spricht vortrefflich. Sie hat die Fähigkeit, die Worte plastisch zu formen, sie tönen zu lassen, eine Rede zu gliedern und zu steigern ...

Ein Hymnus auf die Wolter? Nein, ein objektives Urteil über ein Fräulein Feldhammer:

Wenn sie *aufhört*, sich *nur ihrem Temperament anzuvertrauen*, aufhört, auf ihre Stimmgewalt stolz zu sein ... dann kann man eine gute Heroine an ihr gewinnen.«

*

Er ist aber auch lebenskundig. Denn er verwahrt sich dagegen, daß im Burgtheater harmloser Blödsinn, in dessen Welt »die Sinnlichkeit nicht weiter getrieben wird als bis zur Verlobung«, immer mit der Marke »Komtessenstücke zum Verschleiß gelangt. Die Komtessen sollten sich das nicht gefallen lassen. »Diese ganze Mädchensorte gerät ja nach und nach in den Verruf, nur von Kukuruz zu träumen.« Aber wie harmlos ist erst das Gemüt eines Kritikers, der gerade solche Mädchenträume als das Muster der Harmlosigkeit anführt!

*

»Störend war, daß in einemfort von den Leuten 'Landprediger' gesagt wird. Sie können doch 'Prediger' sagen. Landprediger ist ein ungeschickter, wörterbuchmäßig erklärender Ausdruck für das englische 'minister'. Nun, im letzten Shawstück war dieses gar einmal ohneweiters mit dem deutschen 'Minister' übersetzt. Dagegen ist 'Landprediger' immerhin ein Fortschrittl.«

So schreibt der Kritiker Ludwig Hevesi. Aber wer ist denn der vortreffliche Shaw—Übersetzer? Nach seinen Aufführungen heißt's immer, er habe sich die größten Verdienste um Shaw erworben. Erst wenn ein anderer auch nicht übersetzen kann, wird diesem zum Trost Meister Trebitsch als eine Art Klassiker des speziellen Unvermögens zitiert.

*

»Ein Yogi ist ein Mann, der durch religiöse Übungen den Standpunkt höchster Vollkommenheit erreicht hat: Das Aufgehen der eigenen Seele in dem Geist des Weltalls. ... Ein Dickicht irgendwo im Wald in einem andern Erdteil. Und ein Wesen aus anderen Welten hält dort Gottesdienst. Eine Anbetung der Natur, ihres Werdens und Wirkens ... «

Wo steht das? Na natürlich in einem Varietéreferat! Und wer läutert uns? Eine Tänzerin! Wenn nicht glücklicherweise in der Umgebung das Wort »Metternich« gesperrt gedruckt wäre und wenn man nicht erführe, daß auch andere Persönlichkeiten der Wiener Gesellschaft anwesend waren, als die Seele in dem Geist des Weltalls aufging, man würde sich im Dickicht der transzendentalen Wälder verirrt glauben. So aber streift die Seele den Ronacher ab, und es passiert ihr weiter doch nichts.

*

Der Verlag der 'Fackel' hat die folgende Zuschrift erhalten:

E. B. Nr. 56. A.

Hamburg, im März 1908.

Ersuche ergebenst um recht baldgefällige Übersendung Ihres Blattes vom 29. Februar 1908, enth. auf S. 16—24 den Aufsatz von Karl Kraus: Das Erdbeben. — Ihre Kosten bitte ich usw.

Hochachtungsvoll

die Hauptstation für Erdbebenforschung am Physikalischen Staatslaboratorium usw.

Was sagt die 'Neue Freie Presse' zu dieser Ehrung? Das ist ihr doch noch nicht passiert; und selbst ein Fachmann wie Herr Berdach kann auf solche Anerkennung in Geologenkreisen nicht hinweisen. Das Ausland wird auf mich aufmerksam.

*

Aber auch die Neue Freie Presse, erlebt Ehren:

»Wollen Sie die Güte haben, Ihrem lebenswürdigen Mitarbeiter Otto Ernst, dem Liebling aller Freunde echten Familienlebens, den Dank einer großen Lesergruppe zu verdolmetschen, welche sein Feuilleton geradezu mit Begeisterung aufgenommen hat Otto Ernst hat uns allen aus der Seele gesprochen.... Sein Feuilleton ist sicherlich realistisch geschrieben, aber ein feiner Schmelz von Idealismus macht seine Arbeit direkt zu einem Gedichte auf die Unbeflecktheit unserer Jugend und wir sind überzeugt, daß sein Mahnruf die Wirkung nicht verfehlen wird. Wollen Sie ihm den Ausdruck unserer Verehrung, ihm aber und seiner lieben Familie, insbesondere der süßen Appelschnute, unsere herzlichsten Grüße übermitteln. Im Auftrage unserer Tisch— und Lesegesellschaft: Gustav Lederer. Mährisch—Ostrau, 15. Februar 1908.«

Es gibt also nicht nur ein echtes Familienleben, es gibt auch noch Freunde eines echten Familienlebens, mehr als das, es gibt sogar einen Liebling aller Freunde echten Familienlebens. Und es gibt auch Mehlspeisen, die ein feines Schmalz direkt zu einem Gedicht macht. Gott erhalte trotzdem der Mährisch—Ostrauer Jugend ihre Unbeflecktheit: möge sie nie sich selbst enttäuschen! Immerhin, Mährisch—Ostrau wird auf die 'Neue Freie Presse' aufmerksam.

*

Ob Herr Meister in Bukarest durchgefallen ist oder nicht, ist bis heute nicht aufgeklärt. Aber einer der Direktoren des Theaters an der Wien hat vor Gericht als Zeuge ausgesagt: »Er ist durchgefallen, wir haben zu seinen Gunsten die Kritik beeinflußt«. Es ist also möglich, daß er durchgefallen ist. Aber ist es denn auch möglich, die Kritik zu beeinflussen? Da die Erklärung des Theaterdirektors in den Zeitungen stand, müssen es die Leser glauben. Natürlich ist damit noch nicht gesagt, daß es auch möglich ist, die Kritik dieser Zeitungen selbst zu beeinflussen. Der leiseste Versuch, der anläßlich der Aufführung des »Mannes mit den drei Frauen« gewagt wurde, ist gründlich fehlgeschlagen. Die Wiener Presse hat in der objektivsten Weise den sensationellen Erfolg des Werkes festgestellt. Die Beeinflussung der Kritik hat nichts genützt, Herr Bauer ist trotzdem durchgefallen.

*

Die Frechheit wird immer üppiger. In jenem Wiener Blatt, das ausschließlich vom Diebstahl an seinen Kollegen lebt und darum das Standesbewußtsein klafferdick aufträgt, las ich kürzlich die Notiz:

»(Der »unorthographische« Gesandte.) Im Schaufenster eines allerersten lithographischen Instituts der Haupt— und Residenzstadt Berlin prangt folgende Visitenkarte:

Otto v. Mühlberg

Kgl. preußischer Gesandter beim päpstlichen Stuhle.
Hartes b, a, Strichelchen, hartes b, so buchstabiert ein boshafter Journalist dem Herrn Gesandten vor.«

Das ist ja natürlich eine ganz belanglose Sache. Daß die Schreibart »päpstlich« nicht eine unorthographische, sondern bloß die ältere ist, muß der in eine Redaktion verwehte Kommis nicht wissen. Daß aber ein Gesandter sich von einem »boshafte« Laufburschen der öffentlichen Meinung eine Lektion geben lassen muß, ist auch nicht weiter auffallend. Und daß dergleichen noch von der Schere eines Diebsblattes extra ausgeschnitten wird, ist ein Spaß für sich. Aber symptomatisch ist der Fall für dieses intellektuelle Protzcentum, das aus den tiefsten Tiefen der Unwissenheit seinen Hochmut bezieht. Es wird nicht eher Ruhe sein, als bis man den Saubengels jedem einzeln die Bildung vom Kopf herunterhaut.

*

Unter dem Titel »Wie eine Blatternepidemie entstehen kann« druckt das sozialdemokratische Blatt eine höchst scherzhafte Notiz ab, die schon durch reichsdeutsche bürgerliche Blätter die Runde gemacht hat. Einer gibts dem andern weiter und alle halten sich die Seiten vor Lachen. In Rom sei kürzlich eine Panik ausgebrochen, weil »alte Weiber jeglichen Geschlechtes von einer Epidemie der schwarzen Pocken sprachen«. Es habe viel Lärm um nichts gegeben:

»Traf ich dieser Tage einen Hospitalarzt, der Humor hat. Er fragte mich: 'Brauchen Sie einen Lustspielstoff?' Und er erzählte: Vom Pyramidenland kam eine *Chanteuse*, die an den Schwarzpocken gelitten hatte und die Krankheitskeime wohl noch in sich trug. In Rom erwartete sie ein reicher *Bürgerssohn*. Der erkrankte gar bald an dem gefährlichen Übel. Gleich darauf seine *Dienstmagd*; dieser folgte ihr *Ehegatte* und dann dessen *Freund* und schließlich noch ein älterer *Beamter*. Alle Erkrankten wurden isoliert. Man spürte ihren mehr oder weniger freundschaftlichen Verbindungen nach, kam so auf die Quelle des Übels, die Chanteuse, und lud aus Vorsicht alle Insassen der Pension, in der diese wohnte, ein, die Pension mit der Poliklinik zu vertauschen. Von den zuerst Erkrankten erlagen zwei. Die übrigen sind außer Gefahr.«

Hahaha! habe noch nie so viel gelacht. Ein Lustspielstoff. Eine Chanteuse schleppt die Blattern ein — das ist ja heiter, als ob die Blattern eine venerische Krankheit wären. Ja, »die Franzosen«! Entweder man hat sie oder sie machen ein Lustspiel daraus. Wenn aber eine Chanteuse auch die Blattern bekommt, so wird man das doch nicht ernst nehmen? Und wenn sie sie an einen Bürgerssohn abgibt, so ist das für ein sozialdemokratisches Blatt höchstens eine bourgeoise Angelegenheit, die die Herrschaften unter sich ausmachen sollen. Ein Spitalarzt, der Sinn für Humor hat, würde sich vor Lachen schütteln, wenn die Blattern etwa in der Josefstadt ausbrächen und zum Beispiel Herr Maran sie bekäme. Da lassen sich die stärksten Wirkungen herausholen., Nur sechs Leute sind in Rom erkrankt und nur zwei gestorben. Also kein Grund zur Aufregung. Eine ordentliche Epidemie, die auf sich hält, kann doch nicht entstehen, wenn eine Chanteuse erkrankt ist. In solchem Falle verzichtet man auf den Impfstoff und nimmt eben mit dem Lustspielstoff vorlieb.

*

Der Freiherr von Schlicht, Wolf Graf Baudissin, tritt allnächtlich in einem Kabarett auf, dessen Darbietungen wohl die Sprache, aber nicht den charakteristischen Humor der Taborstraße haben. Und nicht den Erzähler Freiherrn v. Schlicht, aber den Grafen Baudissin sich dieser Art von Kunstideal opfern zu sehen, ist betäubend. Denn er zieht für sie buchstäblich sein Hemd aus. In einer Zeitung war nämlich behauptet worden, daß er zum Frack ein

Plastron trage. In einem rührend scherzhaften Schreiben wehrt sich der Edelmann gegen diesen Vorwurf. »Zu meiner Ehrenrettung habe ich«, beteuert er, »vor den versammelten Damen und Herren der 'Hölle' die Weste geöffnet und siehe da, es war kein Plastron, sondern ein ganzes Hemd, sogar mit festen Manchetten.« Und in einem Postskriptum: »Das Hemd, das ich heute in der 'Hölle' vorzeigte, war sogar das Premierenhemd — selbstverständlich in gewaschenem Zustande.« Mehrere hervorragende Kabarettiers bezeugen durch Unterschrift die Wahrheit dieser Angaben. »Mögen die Leser selbst darüber urteilen«, schließt die Zeitung; und das Publikum drängt sich, das Hemd des Grafen Baudissin zu besichtigen. Ein amerikanisches Blatt würde die Geschichte betiteln: »Graf zeigt Hemd«. Aber in den Sautrog der europäischen Zeit will sie noch immer nicht passen. Jedemnoch, man wird sich an derlei Unordnung gewöhnen müssen, bis das große Changement glücklich durchgeführt ist. Die Feudalaristokraten gehören auf die Börse und ins Kabarett, die Wechselreiter ziehen in die Schlacht.

*

Demokratie.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
das ist mir schon der rechte!
Er segnete die Parvenüs,
er wollte keine Knechte.

Scheint einem die Gesellschaft mies,
er wechsle nur die Stelle:
Das Himmelreich den Parvenüs,
dem Edelmann die Hölle !

*

Was wird aber erst der deutsche Reichstag tun, wenn sich die richtigen Saubengels über ihn aufhalten, weil sie mit den Journalisten verwechselt wurden?

Karl Kraus.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**